nehmheit! Wenn schon ein Mann vom denkbar höchsten und urteilsfähigsten Geiste sich so menschlich milde zu denken erlaubte, dann darf die Frau wohl noch etwas weitergehen. Dann darf sie sicher zu sich selber sagen: „Nicht mitzutadeln, mitzuloben bin ich da!" — und darf in Güte alles das an einem Menschen oder einer Leistung erkennen und hervorheben, was der Anerkennung würdig und des Hervorhebens wert ist. Das Gefühl, damit Freude in irgendein Menschenherz gegossen zu haben, ist doch wohl beglückender und höher als das, ein „treffendes Urteil" gefällt zu haben.

Sollen wir nicht auch einmal wieder spielen?

Ist es diese Frage, die täglich in vielen tausend Kinderaugen brennt, nicht wert, auch an dieser Stelle einmal besprochen zu werden? Sie ist nicht nur an die Kinder gerichtet, sie gilt auch den Erwachsenen, und ganz besonders diesen. Daß Kinder spielen wollen und sollen, wissen wir ja alle und man läßt sie im allgemeinen auch gewähren — wenigstens so lange, als sie noch zu keiner Arbeit zu gebrauchen sind —, aber verstehen alle, denen die Erziehung der Kinder anvertraut ist, auch die Bitte, die so oft in dieser Frage liegt, richtig? Lautet sie nicht oft genug: Spielt doch ihr Großen auch einmal mit! Sie verhallt oft genug unbeachtet zwischen all der täglichen Arbeit, die uns Pflicht ist. Und nicht nur die Kleinen sprechen sie aus, auch die heranwachsende Jugend sucht nach einer Betätigung, die sie mit den Großen verbindet und die nicht den Zwang und die Enge der Arbeit trägt. Ist es nicht eine Freude, mit dem Vater einmal seine Fähigkeiten messen zu dürfen. Wie wächst da der Mut zu weiterem selbständigen Handeln! Und nicht nur das, ist es nicht eine Brücke von einem zum andern, die auch die verschiedenartigsten Charaktere sich nahe bringt und so in der Familie, wie in jedem Kreis wirklichen Segen stiftet?

Wir haben in unserer Zeit verlernt, die ganz tiefen Werte, die im harmlosen Spiel liegen, zu sehen. Wir suchen am Abend nach Ablenkung und Entspannung und gehen irgendeinem Vernügen nach, das uns noch mehr die Nerven zerreibt. Unsere Vorfahren hielten es anders. Sie griffen am Abend zum Spiel. Wie beliebt bei ihnen z .B. Mühle und Damenbrett usw. waren, beweisen die zum Teil so kunstvoll gearbeiteten Spielschränke, die heute noch in Sammlungen unser Auge erfreuen. Auch das einfache Volk wußte sich zu helfen. Es zeichnete sich seine Mühle mit Kreide auf den Tisch und Bohnen und dergleichen waren immer vorhanden. Um die Spieler scharte sich bald die ganze Familie und jeder einzelne ergriff Partei, so daß für jeden Spieler das Gewinnen eine Ehrensache war. Und so wurde ein solcher Abend ohne viel Mittel und Vorbereitung ein Fest für groß und klein, das sie alle fest und stark verband.

Es fehlt heute vielfach nicht am guten Willen allein, es fehlt oft auch an guten Spielen. Wir haben zwar ganze Spielwarenhäuser, aber darin sehr wenig Spiele, die sich für groß und klein eignen. Es gibt auch wohl kaum eine Familie, bei der kein Spiel mehr vorhanden ist; aber man hat sich allmählich satt gespielt, man sucht, wie in allem, nach Abwechslung. Doch gibt es noch eine Reihe schöner, alter Spiele, die wirklich wert sind, daß man sie wieder ans Tageslicht befördert.

Da ist z. B. das alte Bohnenspiel. Es kommt aus dem Osten, wie die meisten der alten Spiele und muß schon in sehr früher Zeit gespielt worden sein. Man fand wenigstens bei Ausgrabungen in verschiedenen Ländern dieses Spiel teils in Stein gehauen, teils in Baumrinde geschnitzt. Der Schah von Persien soll es vor hundert Jahren der Kaiserin Katharina II. von Rußland geschenkt haben und der berühmte Spielpastor Jahn fand es neuerdings in einer baltischen Provinz und ließ es in Deutschland nachbilden. Es macht Kindern und Erwachsenen viel Spaß und ist ganz einfach zu lernen.

Das Spiel besteht aus einem Spielbrett, in das 12 Schalen eingearbeitet sind und dazu 2 Gewinnmulden; dazu sind 72 Bohnen nötig. Am Spiel können sich 2 Personen beteiligen. Jeder Mitspieler hat 6 Schalen vor sich, in die er je 6 Bohnen legt. Nun wird abwechslungsweise immer eine Mulde vollständig geleert, ob wenige oder viele Bohnen sich darin befinden, und zwar werden sie in die nach rechts folgenden Schalen verteilt, — auch in die Schalen des Nachbars, wenn die eigenen Schalen nicht ausreichen. Kommt nun in eine Schale beim Austeilen der Bohnen zu einer einzelnen Bohne eine zweite oder zu einer dritten eine vierte, oder zu einer fünften eine sechste, und zwar dadurch, daß die letzte Bohne gelegt wird, so darf diese Schale als Gewinn in die Mulde geleert werden. Folgen nacheinander ohne Unterbrechung solche Gewinne, ohne daß dazwischen eine Schale mit einer ungeraden oder einer höheren Zahl liegt, so dürfen alle diese Schalen in die Gewinnmulde geleert werden. Das Spiel ist zu Ende, wenn alle Schalen geleert sind. Wer die meisten Bohnen hat, ist Gewinner.

Wer geschickt ist, kann sich selbst ein solches Spiel anfertigen.

Durch den deutschen Caritasverband, Abtlg. Dorfcaritas, und den Kunstverlag der Züllchower Anstalten können sehr schön gearbeitete Bohnenspiele bezogen werden.

Ein andermal habe ich vielleicht wieder Gelegenheit, über ein weiteres Spiel zu reden und über mein Bestreben, dem deutschen Volk die Schönheiten alter Spiele und ihre tiefen Werte zu zeigen.

E. W.

Allzuvieles Besuchen.

O. Gruner.

Nachdruck verboten.

Wenn uns eine Speise recht gut schmeckt und wir genießen sie in möglichst kurzen Zwischenräumen immer und immer wieder, so werden wir sie uns bald zum Ekel gegessen haben.

Und nicht viel anders ist es mit dem „Besuche abstatten"!

Da hat es der Frau X bei Doktors ganz ausnehmend gut gefallen. Diese liebenswürdige Aufnahme! Diese anregende Unterhaltung! Dieses Ueberbieten, dem Gaste den Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu gestalten! Innerlich gehoben, mit einer der schönsten Erinnerungen im Herzen, kehrte Frau X heim: ohne Zweifel hatte sie sich seit langem nicht mehr so amüsiert, wie dieses letzte Mal.

Anstatt nun recht lange an der schönen Erinnerung zu zehren, kommt Frau X drei Tage später auf den Gedanken, Doktors recht bald wieder zu besuchen und ihnen überhaupt wöchentlich mindestens einmal eine Visite abzustatten.

Aber diese Enttäuschung, als Frau X drei Tage später wieder bei Doktors vorsprach! Langweilig wie noch nie! Man saß sich gegenüber und merkte sich gegenseitig das quälende Bestreben an, möglichst liebenswürdig zu erscheinen und möglichst anregend zu unterhalten. Allein es gelang nicht. Man hatte sich so kurz vorher gesehen, begrüßt, seine Freundschaft versichert und die neuesten Zeitereignisse besprochen, daß für heute gar nichts mehr übrig geblieben war. Es fehlte sozusagen die „Pointe" des Besuchs. Das Bestreben, den andern Teil zu interessieren, versagte, als der andere Teil auch nicht die rechten Mittel zu einem anregenden Austausch fand. Schließlich verabschiedete man sich unter dem Bewußtsein, nichts weiter getan als auf Gegenseitigkeit ein paar Stunden teure Zeit totgeschlagen zu haben. Mit diesem unbefriedigenden Bewußtsein war aber auch die Erinnerung an den vorher abgestatteten „ganz idealen" Besuch getrübt und in seinen besonderen Reizen verwischt. So war dem angenehmen Nachklingen eines Genusses durch die gewollte Wiederholung desselben Eintrag getan worden.

Zwei sich sympathische Seelen ähneln einer elektrischen Batterie; ihre „Spannkraft" muß erst wachsen, bevor sie sich auslösen. Kurzschluß verdirbt oft alles! Bevor nicht der zündende Funke wahrhaften, starken Interesses möglich ist, soll man nicht die alte Brücke eines persönlichen Austausches abbrechen wollen, um eine neue zu schlagen. Und nicht nur bei Besuchen, auch bei dem brieflichen Austausch tut's die Qualität mehr als die Quantität. Die Sehnsucht zweier Freunde zueinander muß erst wachsen, um gute Früchte inniger Verständnisses tragen zu können. Dessen sollte man stets eingedenk bleiben!

Die schönste Freundschaft wird leicht dadurch vergröbert und zu schanden gemacht, indem man sich allzu oft ausspricht. Weiß man dann nichts mehr zu reden, so tritt entweder Langeweile ein, oder — was noch schlimmer ist — man fängt an, mit der Freundschaft zu spielen; leicht genug wird der eine Teil nachlässig, respektlos, anmaßend, anspruchsvoll usw. gegen den andern, bis in der Funktion des freundschaftlichen Verhältnisses eine Störung eintritt. Der „Bruch" ist fertig und man zieht sich zurück! Warum blieb man nicht in Distanz?

Nur gleichgeartete, feingestimmte und durch Güte und wahre Herzensbildung geadelte Menschen vertragen ohne besondere Störung und Schaden für ihre Freundschaft ein öfteres Beisammensein; ja, sie schließen sich nur um so inniger zusammen, je öfter und besser sie sich kennen lernen!

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher, GmbH., Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 43 Sonntag, den 25. Oktober Jahrgang 1925

Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo, frommgesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Der Tränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint,
Und mancher Engel, er ist ausgewählt,
Auf daß er uns're stillen Tränen zählt —
Doch aller Tränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

O schau' das Hüttchen dorten, still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein,
Es sieht so trüb', so arm, so öde aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus,
Denn drinnen betet, ach, so fromm gesinnt,
Still eine Mutter für ihr armes Kind.

O, nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n,
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind."

Segen der Ordnung.

Von M. Engel.

(Nachdruck verboten.)

Es war vor etwa fünfzig Jahren. Eben hatte ich meinen vierzehnten Geburtstag gefeiert, als meine alte Schwäche, der Hang zur Unordnung, mit welcher ich meiner lieben Mutter viel Sorge und Herzeleid bereitete, einmal wieder so recht zum Ausdruck gekommen war. Oft schon hatte ich meiner Mutter unter Tränen versprochen, pünktlich und gehorsam zu werden, doch immer wieder mußte ich die Wahrheit der Worte erfahren: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht." Ich hatte, anstatt meine zerrissenen Strümpfe und Schürze gleich auszubessern, als ich den Schaden entdeckte, sie in der hintersten Ecke meiner Kommode acht Tage lang versteckt. Wohl hatte ich die Ausbesserung vor dem Zubettgehen noch vornehmen wollen, doch war ich zu müde und bequem gewesen, legte mich zur Ruhe und verschob die Arbeit auf den anderen Morgen. Der Morgen kam und ging, andere Geschäfte drängten, und so vergaß ich die vorgesehene Flickarbeit Tag um Tag. Da vermißte meine Mutter die schwarze Schürze. Sie frug mich nach derselben und wollte sehen, wo ich sie hingebracht hatte. Nun mußte ich sie, so schwer mir dies auch ankam, vor den entsetzten Augen der Mutter beschämt aus ihrem Versteck vorziehen. Ohne ein Wort zu sprechen, lief sie davon, tief betrübt über meine Verschlagenheit. Ich rief sie zurück, bat um Verzeihung und gelobte, daß dies nie wieder vorkommen sollte. „Du wolltest mich hintergehen und mich glauben machen, es sei besser mit dir geworden," seufzte sie mit unendlich trauriger Stimme, „du hast mich belogen. Wenn du mich lieb hättest, so könntest du nicht immer wieder so ungehorsam sein."

Es war mir überaus schmerzlich, die geliebte Mutter wieder so betrübt zu haben und bat sie deshalb wiederholt um Verzeihung. Sie wurde nun auch freundlicher gestimmt und beauftragte mich, mit meinen zerrissenen Sachen zu Jungfer Katharine zu gehen, um mir von derselben erzählen zu lassen, wie ihre Ordnungsliebe ihr einst das Leben rettete. Gleich machte ich mich auf den Weg.

Die Jungfer Katharine, eine liebenswürdige fleißige Spitzen- und Seidenwäscherin, stand eben am Tisch ihres trauten Stübleins, als ich eintrat, und plättete. Das Stüblein ließ auf den ersten Blick den Reinlichkeitssinn und die Ordnungsliebe der Bewohnerin erkennen, man konnte sich darin wohl und heimisch fühlen.

Obgleich Fräulein Katharine erst 45 Jahre zählte, umrahmte merkwürdigerweise ihr liebes Gesicht schon schneeweißes Haar und ein stiller Friede lag auf ihrer ganzen Erscheinung. Nach der Begrüßung bat ich sie, mir auf Wunsch meiner Mutter die Geschichte zu erzählen, aus der ich so viel lernen könne. Sie begriff gar bald, was ich meinte, und auf meine invaliden Strümpfe deutend, die ich bereits in Arbeit genommen hatte, frug sie schelmisch, ob es sich wohl um diese handle? Als ich diese Frage bejahte, begann sie, eine ernste Miene annehmend, folgendes zu erzählen: Mein Vater war ein fleißiger, frommer Mann, starb aber schon, als ich kaum zwei Jahre zählte. Dadurch sah sich meine Mutter veranlaßt, eine Feinbügelei anzufangen, um sich und ihre zwei Waislein ehrlich durchs Leben zu bringen. Sie erzog uns in der Furcht des Herrn zu Fleiß und Ordnung und pflegte uns folgenden Spruch besonders einzuschärfen: „Halte Ordnung in allen Dingen, denn unser Gott ist ein Gott der Ordnung, und wer ihn liebt, in dem lebt der Geist der Ordnung." Sorgenlos verbrachte ich meine Kindheit, später half ich meiner Mutter bei der Arbeit, bis eines Tages ein Brief von dem Herrn Vetter, einem Gasthofsbesitzer in F., eintraf, in welchem er meine Mutter bat, sie möge mich ihm zu Hilfe schicken, da seine Frau ein schweres Fußleiden habe. Es war eine traurige Botschaft für mich. Gerne wäre ich noch länger bei den lieben Meinen geblieben, doch die Mutter ermunterte mich zum Gehen und hielt es für ihre Pflicht, mich den Verwandten schleunigst zu Hilfe zu schicken. So schlug denn schon am darauffolgenden Donnerstag die Scheidestunde. Es war ein bitter harter Abschied; aber der Segen der Mutter begleitete mich in die Fremde.

Schnell brachte mich der Dampfer nach F., wo ich am Landungssteg von dem Vetter aufs freundlichste begrüßt und in den „Goldenen Stern" geführt wurde. Die liebe Base empfing mich daselbst mit dem Zuruf: „Willkommen, Katharina, der Herr segne deinen Eingang!" Dann schloß sie mich in ihre Arme und küßte mich. Die Freundlichkeit und Liebe, mit der sie mich empfing, tat mir wohl; bald fühlte ich mich bei ihr zu Hause und mit leichter Mühe lernte ich mich in die neuen Verhältnisse schicken. Ich hatte die Kranke zu pflegen und nebenher auch in der Haushaltung und Wirtschaft mitzuhelfen. Schnell verging die Zeit bei der vielen Arbeit. Schon war ich drei Jahre in dem Hause. Die liebe Tante war jedoch immer noch nicht gesund; die Gicht hatte sie eines Abends wieder an das Bett gefesselt und ich suchte ihr auf jede erdenkliche Weise Erleichterung zu verschaffen. Als sie ruhig geworden war, ging ich in die Gaststube hinunter, wo der Vetter mit einigen Gästen an einem durch eine Oellampe matt erleuchteten Tisch saß. Ein Herr, der mich besonders gut kannte, fragte mich, als ich näher trat, neckend: „Wie viele hundert Mark haben Sie schon erspart, ist das erste schon voll?" Da rief der Herr Vetter lachend: „Dem ersten Hundert hat sich ein zweites zugesellt und wie weit das dritte gediehen ist, weiß ich nicht, vielleicht sagt es Katharina selbst." So scherzte man weiter hin und her, keines achtete des Fremden, der in der dunkelsten Ecke saß und seinen Schoppen trank; wir sahen ihn auch nicht fortgehen, d. h. wir achteten seiner nicht; das Geld für die Zeche lag auf dem Tische. Früher als gewöhnlich brachen die Gäste auf, der Regen goß in Strömen, die Bäume bogen sich ächzend unter der Gewalt des Sturmes, es war eine finstere Nacht, kein Sternlein glänzte am Himmelsraum. Ich eilte die Treppe hinauf, trat in mein Stübchen, schloß Fenster und Türe, betete und begann mich zu entkleiden. Meiner alten Gewohnheit getreu, erledigte ich mich zuerst meiner

Strümpfe; sie waren schadhaft geworden, daher holte ich meinen Arbeitskorb herbei, um sie auszubessern. Gerade an jenem Abend kostete es mich eine gewisse Ueberwindung, denn ich war u. war sehr müde u. schläfrig, aber ich dachte an meine gute Mutter, die mir noch vor dem Scheiden ans Herz legte, nicht das Geringste auf den nächsten Tag zu verschieben. Dieser Gedanke half mir, meine Bequemlichkeit zu überwinden, ich vertiefte mich in meine Arbeit und sang mit leiser Stimme: „Müde bin ich, geh zur Ruh“. Da entfiel mir das Knäuel, meine Blicke nahmen die Richtung, wo es lag, ich bückte mich, da, — was sah ich? — Mein Blut drohte zu erstarren, unter meinem Bette lag der Mann, der vorher in der Gaststube gewesen, er hatte auf unser Gespräch gehört, vernahm auch, daß der Herr Vetter für meinen Schatz ein gutes Papier kaufen wollte, so bald er wieder nach M. fahre. Ich wußte, daß ich verloren war. An dem glatten Stamm des Ahornbaumes, der vor meinem Fenster stand, war er zweifellos emporgeklettert und mit einem kühnen Sprung auf das Gesims und in mein Stübchen gekommen. Im Nu stand dieser Vorgang vor meinem Geiste, während der Schrecken meine Glieder lähmte. Aber mit einem Male kehrten meine Sinne zurück, meine Erstarrung wich, in meiner tiefsten Not schrie ich in meinem Herzen: „Jesus, o mein Jesus, schütze mich vor Mörderhänden!“ Ich sah, als ich das Knäuel aufhob, daß der Mann sein Gesicht gegen die Wand gekehrt hatte, daher mein tiefes Erschrecken nicht sah, nun mußte ich handeln und zwar so rasch als möglich. Ich legte die Strümpfe auf den Schemel, der vor meinem Bett stand, räumte die Wolle in den Arbeitskorb und stellte diesen an seinen Platz, dann näherte ich mich der Tür. Noch einen Blick auf das Bild des Gekreuzigten um Kraft und Errettung, dann schob ich leise den Riegel zurück. Mein Herz klopfte hörbar, denn es galt, meinen Feind einzuschließen und ich wollte daher den Schlüssel von außen ins Schloß stecken; ob es mir gelang? Ich stand zitternd zwischen Tür und Angel, aber, o Gott, noch heute stockt mein Herzschlag bei der Erinnerung — er hatte meine Gedanken erraten! Wie der Blitz stand er auf den Füßen. Ein häßlicher Fluch, ein Sprung, und er versuchte, mir die Tür zu entreißen!! Ich kämpfte mit fast übermenschlicher Kraft, welche mir die Verzweiflung verlieh, ich hörte das Keuchen seiner Brust, ich fühlte seinen sengenden Atem. Mir dünkten diese Minuten eine Ewigkeit, die wir gerungen hatten und jetzt, ich fühlte es, schwanden meine Kräfte. Seine Augen funkelten voll höllischen Hohnes, sein Mund grinste voll teuflischer Schadenfreude, ich wußte — ich war verloren! Meine blutenden, zerschundenen Hände setzten noch einmal nach dem Drücker, und mit dem Rufe: „Hilf, Jesus! Hilf, du starker Gott!“ stieß ich die Tür zu und drehte den Schlüssel herum; mein Gegner kam drinnen zu Fall, ich hörte es noch; dann stieß ich einen gellenden Schrei aus und sank selbst auch ohnmächtig zu Boden. Was hernach geschah, davon wußte ich nichts mehr. Wochenlang schwebte ich zwischen Tod und Leben; als ich nach schwerer Krankheit genesen war, erzählte mir die gute Base, daß sie meinen Verzweiflungsschrei und danach einen schweren Fall gehört, worauf sie ihren Mann geweckt habe, der stürzte heraus und sah mich liegen. Er hob mich aber nicht auf, sondern überließ mich den Mägden, die aus ihrer Kammer kamen; denn in meiner Stube klirrte das Fenster und sofort erriet der Herr Vetter., daß jemand durch das Fenster fliehen wollte. Und so war es auch. Der Bösewicht nahm seinen Weg durch dasselbe, aber ehe er noch seinen Fuß auf den Boden setzen konnte, nahmen ihn der Hausherr im Verein mit den Knechten fest. Vor Gericht gestand er später, daß er lange ohne Arbeit gewesen und gänzlich mittellos geworden sei. Das Gespräch in der Gaststube habe seine Habgier erweckt. Um jeden Preis wollte er in den Besitz des Geldes gelangen, und er hoffte, damit auch unbemerkt zu entkommen; allein meine Türe war verschlossen. Da faßte er den teuflischen Plan, sich versteckt zu halten, und wenn ich fest schliefe, mich zu erwürgen.

Gottlob, daß der Herr seine Anschläge zunichte machte, daß er keinen Mord auf seine Seele lud; nicht allein um meinet-, sondern auch um seinetwillen. Ich habe damals viel für ihn gebetet. Mit braunem glänzendem Haare schied ich von der Heimat, mit schneeweißem Scheitel kehrte ich heim, die Todesangst, die ich in jener schrecklichen Stunde erlitt, hatte es gebleicht, und der Schnee des Alters war mit kaum 18 Jahren darauf gefallen! Gesegnet sei das Andenken meiner teuren Mutter, die mich Ordnung lehrte, und gelobt sei Gott, daß ich ihre Lehre in mein Herz schloß und sie befolgte; ihr danke ich die Erhaltung meines Lebens.

Meine alte Freundin schwieg. Diese Stelle berührte sie stärker, ich war sehr bewegt und reichte ihr die Hand mit tränenden Augen; sie legte wie zum Segen ihre liebe Hand mir auf das Haupt, dann ging ich. Meine Mutter saß am Fenster, eifrig strickend, ich schlang meinen Arm um ihren Hals; still kam der Mond herauf. Wir sprachen nicht, es bedurfte keiner Worte, meine Mutter wußte, was mich bewegte. Ehe ich mich aber zur Ruhe niederlegte, bat ich den Herrn um den Geist der Ordnung und des Gehorsams, und er schenkte ihn mir auch nach seiner Verheißung: „Bittet, so wird euch gegeben.“ Meiner Mutter gab ich seither keine Ursache mehr zu einer Klage, das hatte Jungfer Katharinas Erlebnis bewirkt. Ich befleißigte mich, Ordnung in allen Dingen zu halten, ich lernte sie lieben und sie wurde für mich und die Meinen zum Segen.

Eine schreckliche Fahrt.

Von Adolf Thiele

(Nachdruck verboten.)

Vor einiger Zeit lernte ich einen Herrn kennen, dessen Gesichtszüge eine auffallende Energie verrieten. Durch Tätigkeit in Geschäften zu Wohlstand gelangt, besaß er indessen, zumal er allein in der Welt zu stehen schien, wenig Neigung zur Ruhe und zu einem stillen Heim. Denn obwohl er kaum ein Vierteljahr in unserer Stadt wohnte, ließ der etwas wortkarge Mann bisweilen von seiner Abreise verlauten. Diese erfolgte auch bald, und seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört.

Eines Abends nun, nicht lange vor seiner Abreise, saß ich mit ihm und einigen anderen Herren in einem stillen Nebenzimmer des Gasthauses, wo wir uns zu treffen pflegten.

Es war ein schlimmes Wetter draußen. Der Regen strömte herab; der Wind heulte und rüttelte an den Fensterläden. —

Unser Gespräch war auf das Gebiet der Eisenbahnen und jener schrecklichen Unfälle geraten, bei denen gesunde, blühende Menschen durch die ungeheure Gewalt zusammenstoßender oder entgleisender Züge zerschmettert und zerquetscht werden.

Stumm hörte der fremde Herr zu. Plötzlich aber begann er: „Bei derlei Gesprächen muß ich stets eines furchtbaren Erlebnisses gedenken, das mir unvergeßlich bleiben wird.“

Von allen Anwesenden zum Erzählen aufgefordert, begann er: „Es mögen jetzt zwanzig Jahre her sein, als ich in Berufsgeschäften reisend, den Schnellzug bestieg, der von Königsberg, nach Dirschau und weiterhin nach Berlin fährt. Außer mir nahm im Abteil noch ein blasser kränklich aussehender Herr Platz. Als wir das Weichbild der Stadt verlassen, umfing uns die unabsehbare ostpreußische Ebene. Es war ein trauriger Herbstnachmittag; ein dichter Nebelflor hüllte die tiefstehende Sonne ein und verlieh allem ein fahles Aussehen.

Ermüdet von der Einförmigkeit der Landschaft hatte ich mich in eine Berechnung vertieft.

Plötzlich — wir mochten kaum eine halbe Stunde gefahren sein — bemerkte ich, daß mein Reisegefährte, der sich fröstelnd in eine Ecke gedrückt hatte, unruhig wurde. Er blickte zum Fenster hinaus, rückte hin und her, erhob sich und blickte wieder gespannt hinaus. Auch ich tat dies und bemerkte, daß wir mit vermehrter Geschwindigkeit fuhren. Jetzt erst achtete ich auf das stärkere Geräusch des Wagens.

Doch immer mehr steigerte sich die Schnelligkeit. Wir wurden auf unseren Sitzen hin und her geworfen und mußten uns krampfhaft anklammern.

Geradezu unbeschreiblich aber war das unheimliche Geräusch, mit dem die Räder dahinsausten. Man bekam unwillkürlich das Gefühl, als müßten sie jetzt — jetzt — jetzt in diesem Moment — aus den Schienen springen, und dann war die furchtbare Zerstörung des in Windeseile dahinfliegenden Zuges unvermeidlich.

Das Gepäck, das wir in den Hängematten untergebracht hatten, stürzte herab und wurde hin und her geschleudert, so daß es uns Verletzungen verursachte. Mein Gegenüber war totenblaß in die Kissen zurückgesunken. Er atmete schwer. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und sein Gesicht drückte die furchtbare Angst und Verzweiflung aus.

Draußen aber flog alles an uns vorüber. Wir mußten heimahe mit doppelter Schnelligkeit fahren. Die Telegraphenstangen waren nicht mehr zu sehen; darum, daß es dunkler wurde erkannte ich, daß wir durch einen Wald kamen.

Und immer fürchterlicher wurde die Fahrt. Immer stärker brüllte und donnerte der Wagen. Immer wesenloser wurden die Gegenstände draußen.

Ich muß gestehen: Ich zitterte am ganzen Körper. Mein Kopf war verwirrt. Ich fragte mich: Woher diese Schnelligkeit? Ist etwas an der Maschine zerbrochen oder — gräßlich zu denken — ist der Führer herabgestürzt oder — verrückt geworden? Saust der Zug vorwärts, bis er endlich an eine schwache Stelle der Schienen, an eine gefährliche Kurve gelangend herausspringt und alles Lebende zerschmettert?

Der Zustand wurde mir unerträglich, ich ließ daher das Fenster hinab und blickte hinaus.

Zunächst machte mich der schneidende Luftzug zurückfahren. Doch noch einmal, mit beiden Händen angeklammert, bog ich mich hinaus.

Was zunächst meine Sinne befing, war das grauenvolle Geräusch des Zuges, das sich anders, aber nicht weniger furchtbar anhörte, als im Innern des Wagens.

Ein kurzer Blick, den ich geradeaus warf, zeigte mir die Schnelligkeit der Bewegung, die sich menschliche Phantasie nicht vorzustellen vermag. Ich blickte am Zuge entlang, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches entdecken. Als ich mich darauf wieder unschlüssig in den Wagen zurückwandte, bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Mein Gegenüber lag in die Ecke zurückgelehnt mit starren Augen da. Ich faßte ihn an, er war kalt. Ein Herzschlag mußte ihn getötet haben.

Die Leiche wurde von der schleudernden Gewalt des Wagens hin und her geworfen und auf so unheimliche Weise bewegt. Manchmal ist mir der Anblick noch im Traume erschienen: die starren Augen, die bleichen Züge, die schlaffen Glieder.

Ich stürzte wieder zum Fenster; da sah ich nun bisweilen Passagiere mit totenblassem Antlitz herausstarren und wieder verschwinden.

Was für Szenen mußten sich im Innern der andern Wagen abspielen?

Hier mußte etwas geschehen!

Ich öffnete die Tür, betrat das Trittbrett und schritt langsam vorwärts. Muskelstark, wie ich nun bin, gelang es mir unter Aufbietung aller Kraft, mich an den hin und her geworfenen Wagen festzuhalten. Zumal an den Uebergangsstellen lief ich Gefahr, entweder hinabgeschleudert und von den Rädern in einer Sekunde zermalmt oder, in weitem Bogen überschlagend, den Bahndamm hinabgewirbelt zu werden.

Endlich gelangte ich zum Abteil des Zugführers. Ich öffnete es und trat ein.

Es war leer. Schrecken durchrieselte mich. Ich stürzte zum anderen Fenster und sah eine erschütternde Szene.

Auf dem Trittbrett tastete sich der Zugführer mühsam zu seinem Abteil zurück. Eine breite Binde, aus der das Blut strömte, klaffte auf seiner Stirn. Ich öffnete die Tür, und er schwankte herein.

Er schien etwas sagen zu wollen, doch das Gebrüll des Wagens verschlang seine Worte.

Endlich konnte ich ihn verstehen. Das Schreckliche, was ich geahnt, war Wirklichkeit.

„Was ist mit dem Führer?“ rief ich, das Getöse überschreiend.

„Wahnsinnig geworden!!“ entgegnete der Zugführer.

„Wahrscheinlich von der Maschine herabgestoßen. Ich wollte auf den Tender hinauf, da warf mir der Führer große Kohlenstücke entgegen!“

Dabei sank der Blutende auf einen Sitz.

Ich schwieg einen Augenblick. Dann rief ich:

„Ich hole meinen Revolver und schieße den Mann nieder!“

Der Zugführer nickte, und ich unternahm nochmals die grauenvolle Wanderung.

Ich war wie betäubt und fand mein Abteil nicht gleich. In den anderen Wagen klammerten sich Männer und Frauen angstvoll, bleich, zitternd an die Polster an.

Endlich kam ich zu meinem Abteil. Die Leiche lag am Boden über meinem Koffer. Ich hob die schlaffe Gestalt empor, öffnete den Koffer, versenkte den Revolver in eine meiner Taschen und beschritt zum zweiten Male den gefährlichen Weg.

Alle diese Wanderungen hatten nur wenige Minuten gedauert. Sie erschienen mir aber eine unendlich lange Zeit. Der Gedanke zuckte mir durch den Kopf, wie sonderbar es doch sei, daß der Zug noch immer nicht die verhängnisvolle Stelle erreicht habe.

Der Zugführer erwartete mich.

„Kommen Sie mit!“ schrie ich. „Ich kenne die Steuerung nicht. Klettern Sie drüben hinauf!“

Mühsam klomm ich an der Rückseite des Tenders empor. Oben angekommen, erblickte ich den Führer; ohne Kopfbedeckung, mit zerzaustem Haar stand er am Kessel und stierte vor sich hin.

Plötzlich erblickte er mich, der ich möglichst leise auf den Kohlen vorwärts zu kommen trachtete. Sein blasses, bärtiges Gesicht verzog sich zu einem teuflischen Grinsen. Ein grauenhaftes Hohngelächter tönte aus seinem verzerrten Munde.

Hastig griff er nach einem mächtigen Kohlenstücke und schleuderte es nach mir, glücklicherweise ohne zu treffen.

Ich hielt in meinem Klettern inne, zog den Revolver heraus und schoß, fehlte jedoch.

Er hatte sich schon wieder gebückt und ein anderes Stück erhoben.

Der zweite Schuß, den ich abgab, traf ihn in die Schulter.

Der Wahnsinnige griff nach der verwundeten Stelle und ließ ein dumpfes Gebrüll aus; dann schleuderte er das Kohlenstück und traf mich so stark auf die Hand, daß mir der Revolver entfiel und in die Kohlen hineinrollte.

Der heftige Schmerz, die plötzliche Entwaffnung machten mich einen Augenblick ratlos.

Der Wahnsinnige sprang nun plötzlich zum Kessel, riß eine an der Spitze glühende Eisenstange heraus und wandte sich mit dieser furchtbaren Waffe gegen mich. Der Wütende mußte mich erreichen, ehe ich an der Rückwand des Tenders hinabflüchten konnte.

Aber was lag daran, — sterben mußte ich so oder so!

Nach kurzem Besinnen bediente ich mich jetzt selbst der Kohlenstücke als Waffe und schleuderte dem Wahnsinnigen einige entgegen, die er indessen abwehrte.

Schon hob er die Stange zum vernichtenden Schlage, als er plötzlich von einer anderen Seite her ins Gesicht getroffen wurde.

Der Zugführer, der langsamer als ich den Tender erklommen, hatte den gutgezielten Wurf getan, welcher den gefährlichen Gegner zum Taumeln brachte.

Jetzt wagte ich einen kühnen Sprung.

Glitt ich auf den Kohlen aus, so war mein Schicksal besiegelt.

Es geschah aber nicht, ich umklammerte den Rasenden, und nach längerem Ringen gelang es uns, ihm die Stange zu entreißen. Der Zugführer sprang dann zur Steuerung und sperrte den Dampf ab, während ich den Tobenden festhielt. Dann fesselten wir diesen und brachten ihn, als der Zug hielt, in einen leeren Wagen.

Schreckensbleich, mit entsetztem Antlitz eilten die Reisenden herbei; jeder empfand die furchtbare Schwere der Gefahr, in der wir alle geschwebt.

Daß uns beiden, dem Zugführer und mir, von allen Seiten der wärmste Dank ausgesprochen wurde, können Sie sich vorstellen. Aber mir konnte er die tiefe seelische Erregung nicht verscheuchen, die mich ergriffen hatte. Und auch später habe ich mich noch oft mit stillem Schauder der schrecklichsten Stunde meines Lebens erinnert!“

Von der Urteilsfreude.

Bildung, Geschmack zu besitzen und infolgedessen ein treffendes Urteil zu haben, ist zweifellos etwas, worauf man stolz sein kann. Kein Wunder, wenn man diesen Besitz nicht gern vergräbt, sondern ihn auch zeigen will, wenn man sein Licht vor den Leuten leuchten läßt, statt es unter den Scheffel zu stellen! Gewiß, viele Menschen haben nur deshalb so schnell ein Urteil, eine Bemängelung, eine Kritik, einen Tadel zur Hand, weil jene Fähigkeiten ganz unwillkürlich zur Betätigung drängen. Man darf also bei urteilsfreudigen, kritiklustigen Menschen durchaus nicht immer eine unschöne und lieblose Freude am Verderben fremder Freude vermuten. Wenn jemand nun einmal einen ganz hervorragend ausgebildeten Farbensinn besitzt, so ist es schon erklärlich, daß er die Freundin unbedenklich darauf aufmerksam macht, daß auf der Zierdecke, die sie mit vieler Mühe gestickt hat, zwei Töne nicht zusammenpassen — oder daß sie sich in der Nuance ihres Hutbandes vergriffen hat. Das sind nur flüchtige Beispiele, die sich um viele aus anderen Gebieten menschlichen Lebens und Leistens vermehren ließen.

Ja gewiß, man hört sich gern reden, wenn man glaubt, daß man sich für kompetent halten darf! Wird aber auch die Wirkung bedacht, die man so leicht damit im Leben anrichtet? Von der leisen, wehmütigen Verstimmung oder Enttäuschung bis zur tiefen, schmerzlichen Kränkung oder — unter Umständen — auch zur ernsthaften, beruflichen Schädigung kann solch unbedachtes Urteil Unheil stiften. Wie würde manche an sich gutherzige jüngere oder ältere Dame beschämt und erschreckt sein, wenn sie ahnte, daß ihr unschuldiges Sichwichtigmachen derartige Folgen haben könnte. Wem es als das schönere Ideal erscheint, eine herzensgute Frau zu sein, als ein geschätztes, gefürchtetes Urteil zu besitzen, wird darum recht zurückhaltend zu sein. „Wo ich nicht loben kann, da schweige ich!“ sagt Goethe. Ein wundervolles Wort der Ver-